Max Eyth in London

Ein unbeschreiblich stiller Sonntag brachte meine erregten Nerven zur Ruhe, wenigstens äußerlich. Im Innern brauste noch immer die See, die Häuser im Square schwankten ein wenig, wenn ich sie nicht scharf ansah, und ein nagender Gedanke wollte sich nicht verscheuchen lassen. Ich hatte meine Überfahrt noch immer nicht bezahlt! Wenn es mir nun recht schlecht ging in diesem unbegreiflichen Land, mußte ich nicht fortwährend denken: ‚Geschieht dir ganz recht! Ein Mensch, der nicht einmal seine Überfahrt bezahlt hat!‘ Nachmittags ging ich sechs- bis achtmal um die gotische Kirche herum spazieren und besah mir die vier Spitzen des trutzigen Turms von allen Seiten. Das englische Glockengeläute, ein regelmäßiges Anschlagen von drei glockenhellen Tönen – Prim, Quint, Terz, Prim, Quint, Terz –, das dreißig Minuten lang fort dauert und dann wieder von neuem beginnt, kann den hartgesottensten Sünder mürbe machen. Es wurde gegen Abend auch mit mir schlimmer. Ich schüttete endlich der mütterlichen Freundin meines Schwagers das ganze Herz aus; sie schien sofort bereit, auch mir Mutter zu werden, und richtete mich mit heiteren Trostesworten auf, soweit ich sie verstand. Das sei ganz einfach! Ich könne ja morgen meinen ersten Ausflug nach der Unteren Themsestraße machen, das Bureau der Antwerpener Dampfer aufsuchen und alles regeln. So konnte ich mein englisches Leben wenigstens als ehrlicher Mann beginnen. Ich schlief meine erste Nacht auf englischem Boden, in einem Riesenbett, getröstet, wie ein Sack.

Als wackerer junger Deutscher kaufte ich mir am frühen Morgen einen Stadtplan und machte mich zu Fuß auf den Weg nach den Katharinendocks. Solange ich niemand zu fragen brauchte, ging alles vortrefflich. Die end- und zahllosen Straßen wurden wieder enger, der Lärm lauter, das Gedränge dichter. Gegen zehn Uhr erreichte ich den Platz vor der „Bank“. Hier,

wenn irgendwo, ist der Mittelpunkt der Welt dieses Jahrhunderts. Man spürt es ordentlich. Staunend, halb betäubt betrachtete ich das wirre Bild . . .

Jetzt wurde das Gedränge schmutziger. Der Themse nebel hing hier noch in den Straßen, und die riesigen Warenhäuser mit ihren Schätzen aus Ceylon und Kuba, aus Hongkong und Callao neigten sich schwarz und schwermütig gegeneinander. Düstere Geldprotzen, die still brütend der Welt Arbeit geben und Bewegung. ‚Wer weiß, vielleicht auch mir‘, dachte ich und sah sie etwas scheu an. Sie gefielen mir nur halb. Nun war’s mit dem Stadtplan zu Ende. Dort gähnte mir das schwarze Loch entgegen, durch das ich gestern meinen Einzug in England gehalten hatte. Ich mußte fragen. Ein hastig vorbeirennender Handlungsgehilfe hatte keine Zeit, zu antworten. Ein vierschrötiger, gutartiger Packträger rief zwei andre herbei. Zu dritt berieten sie, in welcher Sprache ich mit ihnen zu verkehren versuche. Und es war mein bestes Gymnasial-englisch, „made in Germany“ (in Deutschland gemacht), eine allerdings damals noch nicht übliche Bezeichnung! Die Verhältnisse wurden mehr und mehr hoffnungslos, bis uns ein deutscher Indigoagent mit einem riesigen Notizbuch und prächtig blauen Fingern aus einem Kellerloch heraus zu Hilfe kam. Es ergab sich, daß ich nur drei Häuser von dem Bureau entfernt war, das ich suchte: dort, gegenüber der Trinkstube mit der roten Laterne über der Türe.

Das schwarzbraune Haus, dessen blauschwarze Fenster nie einen Lichtstrahl aufgefangen zu haben schienen, war ein Labyrinth von Gängen und engen Treppen. Überall brannte Gas; es wäre sonst nicht bewohnbar gewesen. Zahllose Türen und Türchen gingen auf die Gänge und waren in alle Winkel eingebaut. Auf jeder stand auf Milchglas, in schwarzen schmucklosen Buchstaben der Name einer Firma, einer

Gesellschaft, eines Unternehmens in fernen Ländern – Nevada, Singapore, Neufundland, Mexiko, Sidney, Kairo, Valparaiso – alles, was die glühende Sonne bescheint, schien in dem schwarzen Loch zu hausen. In einer Ecke des ersten Stocks fand ich meine Antwerpener Freunde. Es war mir, als fände ich alte, liebe Bekannte. Ich trat ohne weiteres ein, da die Tür fortwährend auf und zu ging.

Eine mit Schaltern versehene Glaswand trennte einen langen schmalen Streifen des niederen Saales ab und schied die Besucher von den Beamten, die hinter den Glasscheiben hausten. Aus dem ersten offenen Schieb- fenster winkte mir jemand. Was ich wolle? Ich begann zu erklären. Nach ein paar Worten, die ich mutig und erfolgreich zusammengestellt hatte, unterbrach er mich. „Sie brauchen den Kassier! Dritter Schalter, rechts!“ Wie der Mensch das wissen konnte? Ich war ja noch gar nicht so weit mit meiner Erklärung. Aber er war fertig mit mir und sprach schon mit meinem Hintermann in jenen fürchterlichen, end- losen Worten, die mir in diesen ersten Tagen so viel Sorge machten und von denen jedes, wie sich später herausstellte, einen ganzen Satz bedeutete. Wie soll man aber wissen, wo ein Wort aufhört und das näch- ste anfängt, wenn man sie nicht gedruckt sieht?

Ich übersetzte bereits am dritten Schalter rechts mit Anspannung aller Geisteskräfte und möchte gerne für den Gebrauch späterer blinder Passagiere das Ge- spräch mit dem alten Kassier, der mich mit verwir- render Aufmerksamkeit anstarrte, wörtlich wieder- geben. Allein ich fühle mich, angesichts einer großen literarischen Schwierigkeit, fast ratlos. Meinen deut- schen Bericht mit englischen Bruchstücken – und was für Bruchstücken! – zu schmücken, ist geschmacklos. Auch würden sie auf den deutschen Leser nicht ent- fernt den Eindruck machen, der das mürrische Gesicht des Kassiers nach und nach erheiterte. Am nächsten komme ich wohl meinem Ziele, wenn ich unser bei- derseitiges Englisch möglichst wörtlich und wahrheits- getreu in mein geliebtes Deutsch übertrage.

„Ich komme“, begann ich, „ich tue kommen, bezah- len wollend ein Billett Antwerpen–London, dasselbige nicht bezahlt habend für das Überfahrt am Sams- tag.“ Dies schien mir ziemlich gut, namentlich hatte ich das Gefühl, gewisse charakteristische Sprachfein- heiten mit großem Erfolg angebracht zu haben.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Kassier brüsk, wie wenn er keine Zeit hätte, Sprachfeinheiten zu würdi- gen.

„Ich tue wünschen, bezahlt zu haben ein Billett Ant- werpen–London, dasselbige nicht habend gekauft zu rechter Zeit und dennoch mich befindend in England,

unbezahlt. Samstag – ‚Nordischer Walfisch‘ –“, fügte ich noch erklärend bei, ohne weitere Satzbildungen zu versuchen.

Dies war doch, sollte ich meinen, deutlich. Aber an- statt mich zu verstehen, fing der alte Herr an, die Ge- duld zu verlieren. Wahrscheinlich war er kein Eng- länder.

„Antwerpen–London – Billett bezahlen!“ rief ich mei- nerseits laut und etwas ärgerlich. Es war unangenehm, wenn man sein Möglichstes tut, als ehrlicher Mensch zu handeln, auf solch erschwerende Hindernisse zu stoßen.

„Aha“, rief der Kassierer jetzt erfreut. „Welche Klasse?“

„Zweite Klasse!“ antwortete ich, ebenfalls zur Ver- söhnung die Hand bietend.

„Sechzehn Schilling sechs Pence!“ sagte er in ge- schäftsmäßigem Singsang, stempelte mit einem Knall ein Billett und warf es durch den Schalter. In groß- gedruckten Lettern stand auf dem roten Papierstrei- fen: London nach Antwerpen. Zweite Klasse.

„Nein, nein, nein!“ rief ich entsetzt. „Ich wollen nicht London nach Antwerpen, ich wollen bezahlen Antwerpen nach London. Ich wollen nur bezahlen, ich wollen nicht reisen; habend schon gereist vom Kontinent nach England. Bezahlen! Antwerpen nach London. Verstehen Sie?“

„Aber der Kuckuck, Sie sind ja in London!“ Er sah mich besorgt an. Es ging ihm ein Licht auf: mit mir war es offenbar nicht ganz richtig.

„Das der Fehler, mein Herr!“ sagte ich, mich inner- lich zur Ruhe ermahmend. „Ich in London, habend nichts bezahlt am andern Ende, und wünschen zu be- zahlen Passage, Überfahrt. Verstehen Sie? Antwer- pen–London!“

Er streckte jetzt den Kopf aus dem Schalter, um mich deutlicher zu sehen. Solche Leute waren ihm noch nie vorgekommen. Er hatte sichtlich begriffen und wurde freundlich.

„Na nu!“ sagte ich fast schmeichelnd, indem ich ein- undzwanzig Franken auf das Zahlbrett legte.

„Ja, lieber Freund“, sagte er nach einer langen Pause, in der er mich vollständig eingesogen hatte, langsam und sichtlich bemüht, verstanden zu werden. „Wir verkaufen hier keine Billette für die Fahrt von Ant- werpen nach London. Da müssen Sie wieder nach Antwerpen fahren, und ich glaube, es wäre für Sie das beste. Oder wenn Sie mit dem Kapitän des Schiffes sprechen wollten; vielleicht nimmt der Ihr Geld. Hier können wir’s nicht brauchen.“

„Aber der Teufel! Wo finde ich den Kapitän in dieser großen Stadt?“ rief ich erregt.

„Sie brauchen nicht zu fluchen, wackerer junger Mann“, antwortete der Kassier, sanft den Kopf schüttelnd; „Sie sind eine Merkwürdigkeit. Wenn ich Zeit hätte, würde ich Ihnen suchen helfen. Jack, wo ist Kapitän Brown?“

„Er sitzt drüben im ‚Goldenen Drachen!‘“ piepste eine dürre Jungenstimme aus einer Ecke des Bureau. „Haben Sie’s gehört? Haben Sie verstanden? Drüben über der Straße, unmittelbar über der Straße! Im ‚Goldenen Drachen‘. Brown wird Ihr Geld schon nehmen, wenn Sie ihm zusprechen. Adieu!“

Ich dankte dem braven Herrn in unartikulierten Lauten und fand mich erfolgreich über die Straße in die düstere Schenkstube des „Goldenen Drachens“. Ein langer Schenktisch trennte auch sie in zwei Hälften. Auf der einen Seite, deren Hintergrund, halb Keller, halb Apotheke, mit einem phantastischen Aufbau von Fässern und Flaschen geziert war, befanden sich sechs elegant gekleidete Damen mit großartigen Chignons (Haarwülsten), die sich bemühten, vierundzwanzig weniger elegante Gäste auf der andern Seite feucht zu erhalten. Auch hier brannte Gas. Alles stand, alles schwatzte, lachte und trank; schwarze, braune und goldgelbe Biere, wunderliche Weine, heiße und kalte gebrannte Wasser aller Art, aus denen die Damen mit großer Behendigkeit dampfende Gemische brauten. Und alles war für mich neu, fremd, unheimlich. Hier galt es nun, Kapitän Brown zu finden, dessen Bild, wenn ich es je aufgefaßt hatte, mir in den Tiefen der Seekrankheit völlig entschwunden war. Ich beobachtete eine Zeitlang meine Umgebung und entdeckte nichts Ermutigendes; rote Nasen, tiefende Augen, scheinbar halb betrunkene Matrosen, ein paar ältere Damen von unzweifelhafter sozialer Stellung; aber auch einige anständig aussehende Herren, die hereinhuschten, rasch und stumm ein Glas leerten und wieder in den Mittagsnebel hinausstürzten. Meine Beobachtungen führten zu keinem Ergebnis. Es mußte etwas geschehen. Ich stellte mich an den Schenktisch, sah mich um, wie wenn ich die ganze Gesellschaft freihalten wollte, und rief laut: „Kapitän Brown! Kapitän Brown!“

Mein Nachbar, ein kleiner, dicker Mann mit Riesenknöpfen an seiner Jacke, die aus dem Fell eines unbekanntes wilden Tiers gemacht zu sein schien, drehte sich langsam um.

„Ich bin Kapitän Brown. Was wollen Sie von mir?“ Viktoria! Aber jetzt galt es wieder, sprachlich zu glänzen. Die ganze Schenke lauschte gespannt.

„Ich bezahlen wollen Billett Antwerpen–London; sechzehn Schilling sechs Pence!“ begann ich entschlossen. „Zweite Klasse. Verstehen Sie?“

„Ich bin nicht der Purser!“ sagte der kleine Mann mit düster werdender Miene. „Da müssen Sie ins Bureau hinauf. Dort sitzt das Federvolk. Der dritte Schalter, rechts! Fragen Sie nach Mister Whitley.“

„Aber ich tue kommen von Mister Whitley“, erklärte ich. „Ich tue wünschen sprechen mit Sie, Kapitän Brown, nicht habend bezahlt meine Passage.“

Nach einer Viertelstunde harter Arbeit, an der sich der größte Teil der Gesellschaft beteiligte, verstanden wir uns; aber der Schweiß stand mir auf der Stirn.

„Well“, sagte der Kapitän, „Sie sind eine Kuriosität. Wenn Sie mit Gewalt wollen: her mit dem Geld! Man muß die Ehrlichkeit bei diesen Ausländern ermutigen.“

Er steckte meine einundzwanzig Franken mit wohlwollendem Lachen und unbesehen in die offene Tasche und schüttelte mir die Hand. „Was wollen Sie nehmen? Ein Glas Ale? Einen Sherry? Hallo, Jungen!“ – Der Kapitän schien plötzlich von Freunden umringt zu sein. – „Was wollt ihr nehmen? Brandy? Whisky? Ale, Porter, Stout? Jeder nach Belieben: ich bezahle. Wir trinken auf die Gesundheit dieses Gentleman, meines Freundes. Mister Dingsda. Wie heißen Sie?“

Sie begrüßten mich alle freudig. Der Kapitän erzählte sechsmal hintereinander – eine prächtige sprachliche Übung mit kostenlosen Repetitionen für mich –, wie er seinen neuen Freund gewonnen habe. Sie begrüßten mich aufs neue mit allen Zeichen wohlwollender Herablassung und erzählten sich untereinander, wie Kapitän Brown zu seinem neuen Freund gekommen war. Die feinste der Damen hinter dem Schenktisch wechselte das Zwanzigfrankenstück in ehrliches englisches Geld um. Wer beim ersten Umtrunk Bier genommen hatte, nahm beim zweiten ein Glas Whisky und umgekehrt. Ich selbst wollte heute nicht schon wieder, und so früh am Tag, Ale trinken. Es war mir von Antwerpen her noch zu wohl in Erinnerung. Ich wählte Sherry. Es war ja ebenfalls ein nationales Getränk der Engländer, und die kleinen Weingläschen, die hierfür üblich sind, ließen ein Experiment leichter ausführen und gefahrloser erscheinen. Der Kapitän zahlte alles aus der Tasche, in der sich mein Überfahrtsgeld befand. Er duldet keine Einrede.

„Also nochmals und zum Schluß, meine Herren“, rief er, „auf die Gesundheit dieses Gentleman.“ Ich hatte in dieser Stunde einen Freund fürs Leben gewonnen, was ich erst zwölf Jahre später an der Küste von Peru erfahren sollte.

Aus der Erzählung von Eyth, „Der blinde Passagier“.